

JUGEND

MÜNCHEN 1938 / NR. 3
HAUPTSTADT DER DEUTSCHEN KUNST

Preis 40 Pfennig



Wintersnot

E. L. Haess (Damenstadt)



Auf den Ramen kommt es an!

Pappi, was ist eigentlich Diebstahl?", fragte die kleine Inge ihren schwerköpfigen Erzeuger. Pappi hatte es nicht leicht, denn er gehörte zu den gewissenhaften Vätern, die es nicht bei einem: „Kind, frag nicht so dumm!“ oder „Das verstehst du nicht!“ bewenden lassen. „Wie kommt du denn darauf, Kind“, fragte er zurück. — „Hier steht es doch in der Zeitung.“ Nichtig. Inge war in den letzten Wochen eine gewissenhafte Zeitungsleserin geworden und da die Zeiten vorüber sind, in denen man Kindern die Zeitung wegnehmen mußte, ließ man sie dabei. „Diebstahl ist, wenn man anderen etwas fortnimmt, das ihnen gehört, und es sich selber aneignet“, erklärte der Vater nach bestem Wissen und Gewissen, „und das darf man nicht.“ — „Warum darf man das nicht?“, fragte der Quälgeist weiter. — „Na, denk doch bloß mal, wenn alle das tun wollen! Wenn einer Käse und dir deine Puppe wegnähme, das wäre dir doch gewiß nicht recht.“ — „Nein, — aber wenn ich sie dir nun schenke?“, strahlte sie. — „Ja, dann ist das etwas anderes“, erklärte der Vater weiter. „Was ich Kaufe oder geschenkt bekomme, das gehört mir.“ — „Aber sieh doch mal hier. Da hat einer einem Geld weggenommen und es einem anderen gegeben. Und der hat es dann mit ihm geteilt. Nun hat er doch von dem anderen etwas geschenkt gekriegt. Ist das auch Diebstahl?“ — „So was nennt man nicht Diebstahl“, sagte der Vater streng. „Das nennt man ein Mandat!“



München im Schnee

Daß Bremen an der See und München im Hochgebirge liegt, ist jedem bekannt. Außer den Einheimischen natürlich. Wenn es nicht der Verkehr ist, hört man auf dem Bremer Marktplatz die Brandung förmlich donnern, und wenn man eine Postkarte aus München betrachtet, ist man fest überzeugt, daß die Stadt tief unten zwischen schneebedeckten Gipfeln liegt. Da die Postkartenindustrie unsere Stadt der Kunst stets mit einer Gebirgskette im Hintergrunde darstellt, wird der Eindruck erweckt, als gelange man vom Hofbräuhaus in spätestens einer halben Stunde auf die Zugspitze, und selbstverständlich kann man dort, ohne die Schier abzuschmalzen, bis gradewegs auf den Marienplatz abfahren. Wozu gibt es denn in München diese bekanntlich so vielen Einbahnstraßen, wenn nicht der Massen von Schiffahrern wegen, die naturgemäß den Verkehr sehr behindern. So denkt wohl mancher Fremde, der nach München in die Berge fährt.

Dieser Tage nun gab es in München einen Schneefall, desgleichen die ältesten Leute, die sich ja bekanntlich an nichts erinnern können, auch diesmal nicht erinnern konnten. Und nun trat tatsächlich ein, was unsere kühnsten Hoffnungen nicht zu ertäumen wagten: In Vogenhausen sahen wir ein halbes Dutzend Schifahrer

die Montgelastrafe abfahren. Es gelang uns, dieselben mit der Vogenhausener Kirche im Hintergrunde und den Straßenbahnlinien im Vordergrund zu knippen, und werden sofort Postkarten davon anfertigen lassen, um sie unseren Freunden zu schicken. Wenn der Schnee anhält, tragen wir uns mit dem Gedanken, einen — „Sie sind soeben gesilmt.“ Dienst zu eröffnen. Zwar hat der Münchener Fremdenverkehr eine Belebung schwerlich nötig, aber vielleicht wird der Verkehrsverein uns doch dankbar sein.

Große Seeschlange

Seit Jahrhunderten wird die zeitungsliebende Welt durch ein walzenförmiges Ungeheuer beängstigt, das sich unter dem Meere hinschlängeln soll, um mit ungläublicher Gefährlichkeit Menschen unbegrenzter Zahl in seinem Bauche aufzunehmen. Jormungandr, die Midgardschlange, nannten es die Alten im nebelbrauenden Norden. Als große Seeschlange wälzte sie sich durch die neuen Herrungen, Gazetteen und Illustrierten Wälder bis in unsere Tage. Heutzutage besteht das Ungeheuer aus einem Stahlrohr riesigen Durchmessers, ist innen elektrisch erleuchtet und enthält Fabrikbahnen für Automobile. Man nennt das Ungetüm auch Kanalunnel. In der neueren Zeit ist es ein Lieblingskind der Seeschlangensliteratur geworden, von den Franzosen propagiert, von den englisch isolierten Briten, die einen Einfall fürchten, immer wieder dementiert. Schon Napoleon plante einen solchen Tunnel, um nach England einzufallen, und die letzten Projekte sehen vor, daß der Tunnel sich schon etwas vor der Küste aus dem Meere erhebt und die Strafe auf einer leicht zu beschiefenden Brücke weitergehen soll. Ohne Glauben nahmen wir dieser Tage die Nachricht auf, daß der Kanalunnel für Autofahrer aber nun wirklich Wirklichkeit werde. Wie groß die Widerstände diesmal sind, wissen wir nicht. Einmal aber wird er doch in die Tat umgesetzt werden, und es gehört zu den „tieffsten“ Genüssen, wenn man mit dem Auto durch den Tunnel fährt, während mit ihrem Kellerbass Sarah Leander dazu im Radio singt.

Die Jugend

Zeichnungen von Macos



Bildnis

Josef Pieper

Dieses Bild erhielt den 5. Preis im Wettbewerb „Frauenbildnis mit Schmuck“ der Deutschen Gesellschaft für Goldschmiedekunst, Berlin

Josef A. Sailer

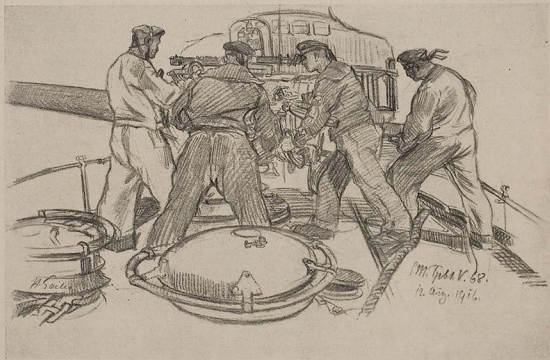
Zu den ersten Mitarbeitern der „Jugend“ gehörte Josef Andreas Sailer. Geboren am 21. Juli 1872, studierte er an der Münchener Akademie bei Johannes Zetterich, von dem er die Liebe zur Pferde-malerei hat und an der Malhschule Wilhelm von Diez; erhielt 1898 den Kompreis, dem später weitere Auszeichnungen folgten. Die Soldaten- und Pferde-bilder in der Jugend machten ihn vor dem Kriege berühmt.

In seinem Atelier hängt ein lebendiges, frisches Mädchenbildnis. „Das war ein Ladenmäd' von gegenüber“, erklärt er. Sie kam eines Tages zu mir und brachte hundert Mark. Ob ich ihr dafür wohl ein Portrait für ihren Bräutigam zu Weihnachten malen könnte. Ich ließ das Mädchen sich also hinsetzen und hatte auch eine besonders glückliche Sitzung. Noch am selben Tage wurde das Bild beendet. Erfreut zog die Jungfrau mit ihrem Bildnis ab. Kurz darauf aber

brachte sie es zurück. „Nun“, fragte der Maler, „war der Herr Bräutigam nicht einverstanden?“ — „Nein. Er kann den Gut net leiden. Außerdem hab ich mich doch frisch undolieren lassen, und man sieht nit davon“, flugte das Mädchen. Und ob der Herr Maler nicht den Gut wegmalen und die Frisur himmalen könnte. Das gemalte Fräulein wurde zwar nicht verbessert, aber nochmals gemalt, frisch undoliert und zur Zufriedenheit aller Beteiligten. Das erste Bild aber behielt der Maler.

Nun zeigt Josef Sailer seine Kriegsbilder. Skizzen von der Marine und aus Flandern. Nachdem man die Seebären von der schwarzen Kump der Torpedoboote lustig in der Nordsee und an der flandrischen Küste herumgeschaukelt hatte, ging's in die flandrischen Schützengräben. Zu nebensächlichem Bilde der Kuine erklärt er: „Da hatte ich mich verschlafen. Unsere Ortschaft lag im feindlichen Feuer

und die Kompanie war schon in Deckung gegangen. Aber die drüben schossen schließlich und das Feuer lag zu kurz. Die Kuine da, mit dem weisen Schrapnellwolken in Hintergrunde, zeigte sich so malerisch, daß ich sie schnell noch skizzierte habe.“ Das ist Josef Sailer! Die königlich bayerische Ruah ist also doch kein leerer Wahn. Ganze Mappen durchblättern wie mit den Skizzen der Fronterlebnisse, einfach und wahr nach dem Leben. „Hier haben Sie den Frontsoldaten, wie er ausgerüstet war. — Gasmaske, Stachel-drachtschere,beutel für Handgranaten, Gurte für Munition und was es alles so gibt. Meistens wird das auf Gemälden falsch gemacht.“ Diese Darstellungstreue, verbunden mit zeichnerischem Schwung und durchaus nicht kleinlich, macht Josef Sailer auch heute zu einem geschätzten Darsteller des Soldatenlebens. Die hier dargestellten Skizzen wollen nichts weiter sein als sie sind: Skizzen.



S.M. Torpedoboot V 68



Kirchturm-Ruine

J. A. Sailer

DAS ALIBI

Von Kolff G. Gaebler

André Cheville war Rechtsanwalt. Einer jener gesuchten Avokaten in Paris, die sich auf Alimentationsprozesse spezialisiert haben. Er übte die Recherche de la paternité mit so gerissener Gewandtheit aus, daß sich der tote Napoleon I., einst der Verfasser des Code civil, mehrmals in seinem Prunkfarg im Pantheon entrüftet umdrehte. Aber André Cheville kümmerte sich nicht darum, bei aller Verehrung, die ein guter Franzose für den großen Kaiser hat. Die Kuxe des Empereurs war ihm nicht so wichtig, wie ein gewonnenes Prozeß.

Der Ruf André Chevilles als eines erfolgreichen Verteidigers unehelicher Mütter verbreitete sich sogar bis in die Provinz. Und wenn ein Fall schwierig lag, so schrieb der Kollege in Nancy oder in Orleans an Monsieur André Cheville nach Paris. Und der berühmte Rechtsanwalt kam, um moralisch armen, aber sonst begüterten Mädchen beizustehen.

So befleg er auch eines späten Nachmittags den Schnellzug nach Lyon. Der „Kapide“ fuhr pünktlich zur „Zalle des Gare de Lyon“ hinaus, und André Cheville begab sich in den Speisewagen,

um zu soupiieren. An einem der Tischchen entdeckte er Mademoiselle Yvonne, eine seiner Klientinnen. Höflich, aber zurückhaltend begrüßte er sie, nahm aber dann, auf eine einladende Geste hin, an ihrem Tisch Platz.

Er hatte Mademoiselle Yvonne sehr gut in seinem Gedächtnis. Die hübsche, etwas zu hübsche Dame, die verschiedene einträgliche, aber nicht immer ganz einwandfreie Berufe ausübte, war von ihm schon in drei Alimentationslagen vertreten worden. Yvonne hatte sich dabei manchmal sehr gerissen gezeigt, — aber das gehört nicht zu dieser Geschichte. Jedenfalls hatte André Cheville die Prozesse gewonnen, Yvonne bekam eine große Abfindungssumme, und das kleine Kind wurde irgendwohin auf 's Land in Pflege gegeben.

Sie soupierten miteinander, und André ließ in einer galanten, wenn auch durchaus absichtslosen Anwandlung von Cavalier sogar eine Flasche Champagner servieren. Madame zeigte sich von ihrer lebenswürdigen Seite, was ihr nicht allzu schwer fiel. Denn erstens war André Cheville ein hübscher Mann Anfang Dreißig, und zweitens hatte sie genügend technische Erfahrungen, um zu wissen, wie man Männer fesselt. André ließ sich fesseln. So schien es wenigstens Yvonne. Nach dem Essen lud Yvonne ihren Anwalt ein, noch ein wenig in ihr Abteil zu kommen; dort könne man ungehörter plaudern. Zudem würde sie gerne bei dieser Gelegenheit ihn in einer juristischen Angelegenheit um Rat angehen. André sagte nach einigem Zögern zu, geleitete Mademoiselle Yvonne an ihr Schlafwagenabteil und bat sie, ihn noch einige Minuten zu entschuldigen.

Yvonne machte es sich in dem noch nicht gerichteten Abteil bequem, wartete, und richtig, nach etwa fünf Minuten erschien Monsieur. Er qualmte eine dicke Zigarette und bat Madame, ihm das Rauchen zu gestatten, er pflegte das nach Tisch zu tun und sei unglücklich, wenn man es ihm nicht erlaube.

„Mais oui“, sagte Yvonne und zündete sich eine Zigarette an.

Nach etwa zehn Minuten juristischer Unterhaltung empfahl sich der Anwalt — er müsse noch Akten studieren und wolle dann schlafen. Freundlich verabschiedeten sie sich. André ging in sein Abteil, um sofort ruhig auf dem bekannten sanften Ruhebetten einzuschlummern.

Am frühen Morgen kam der Zug in Lyon an. André Cheville stieg aus. Mademoiselle Yvonne fuhr weiter nach der Riviera. Sie hatte nicht mit ganz so unbedeutendem Gewissen geschlummert. Aber sie lächelte gerade im Traum, als der Zug Lyon nach kurzem Aufenthalt verließ.

Es vergingen etwa neun Monate. Da erhielt der Rechtsanwalt André Cheville in Paris eine Zuschrift, die von ihm als Vater eines unehelichen Kindes einer gewissen Yvonne eine beträchtliche Alimen-

tationssumme forderte. André war eingemessen erschaut. Dann erinnerte er sich an jene Fahrt mit der hübschen Voonne im Schnellzug nach Lyon.

André Cheville ging in sein Büro und schaute in seinem Terminkalender nach. Dann diktierte er seiner Sekretärin einige Briefe. Darunter war auch ein Schreiben, in welchem er die Anerkennung der Vaterschaft verweigerte. So kam es zur Klage Nummer vier bei der schönen Voonne. Nur daß diesmal André nicht der Anwalt, sondern der Angeklagte war.

Bei der Verhandlung bestritt André die Vaterschaft. Und zwar aus einem sehr einfachen Grund. Bevor er sich zu Voonne in das Abteil begeben habe, so erzählte er dem Richter, habe er sich eine Zigarre angezündet. Nicht ohne den Schlafwagen-schaffner als Zeugen. Und als er nach etwa zehn Minuten das Abteil Voonnes verließ, da habe er verabedeterweise dem Schaffner die brennende Zigarre gezeigt. Und der Schaffner bezeugte vor den Schranken des Gerichts, daß die Asche von der Zigarre noch nicht abgestreift war.

Daraus gehe also, erklärte lächelnd der Angeklagte, deutlich hervor, daß Monsieur André Cheville im Abteil der Madameiselle Voonne sich lediglich mit Zigarettenrauchen, mit einem sehr ruhigen und vorsichtigen Kauchen, beschäftigt habe.

Diesmal verlor Voonne ihren Prozeß. Denn es ist nicht ratfam, einen so gewiegten Anwalt zum Angeklagten, statt zum Verteidiger zu machen. Gute Anwälte wissen, was ein Alibi ist.

Kleine Geschichten

Ein überwundener Sieger

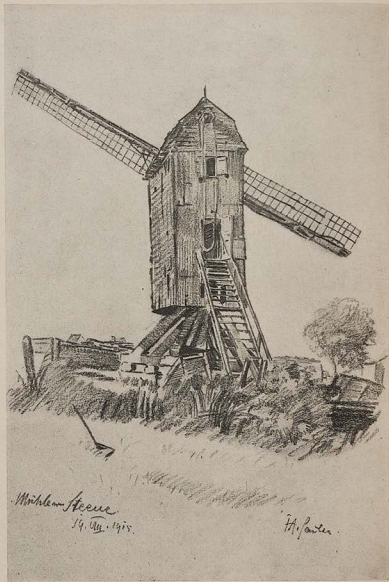
Malek, der Wesir des Kalifen Mustad, besiegte die Oströmer nach schweren Kämpfen, und es gelang seinen Kriegern, den Kaiser gefangenzunehmen. Sie schleppten ihn in das Zelt ihres Feldherrn, der ihn fragte: Welche Behandlung erwartest du von deinem Überwinder?"

Der Besiegte antwortete: „Führst du Krieg für einen König, so schickst du mich heim; führst du ihn für einen Kaufmann, so verhandelst du mich; führst du ihn für einen Fleischer, so läßt du mich hinschlachten.“

Malek schickte den Kaiser ohne Lösegeld und ohne ihm ein Haar zu krümmen in sein Land zurück.

Der bliamierte Voltaire

Der berühmte französische Dichter Voltaire wollte eines Tages seinen Dichterkollegen Piron besuchen, traf ihn aber nicht zu Hause an und steckte daher in den Türspalt einen Zettel auf welchen er das Wort „Eiel“ schrieb. Als Piron nach Hause kam fand er diesen Zettel, erkannte



Mühle von Steene

J. A. Sailer

sofort die Schrift Voltaires und begab sich zu diesem. „Ich komme, um ihren Besuch zu erwidern, hochverehrter Freund!“ — „Welchen Besuch?“, meinte Voltaire. — Da sagte Piron: „Sie waren doch so freundlich und haben aus diesem Anlaß, als Sie mich nicht trafen, ihre Visitenkarte in meine Zimmertüre gesteckt.“

Auch Komponisten sind zerstreut

Der berühmte Komponist Engelbert Zumperdink war nicht nur ein außer-

ordentlich zerstreuter und vergeßlicher Mensch, er war auch rücksichtslos seiner Gattin gegenüber. Eines Tages saß er in großer Gesellschaft auf der Terrasse eines Hotels, da sagte er plötzlich zu seiner Frau: „Bitte, sag mal, zieht es an deinem Platz dort?“ Frau Zumperdink war über die ihr ganz ungewöhnliche Besorgtheit ihres Mannes riesig erfreut und meinte: „Nein, hier zieht es absolut nicht!“ — „Dann, bitte, sei so gut und laß uns Plätze tauschen“, sagte Zumperdink, „hier zieht es nämlich ganz entgeglich.“

Diensttausch gesucht

Von Erich Kernmayr

Mittelschullehrer in Wien, 20 Dienstjahre, Latein und Deutsch, sucht Diensttausch mit Kollegen aus der Provinz. Nähere Auskünfte in der Schriftleitung des Blattes.⁶

Immer wieder überlas Professor Sepp Kaltenegger die kurze Anzeige, während ihn der Zug der großen Stadt entgegen trug. Vielleicht war das ein Wink des Schicksals.

Er hatte sich im Sommer so gut mit der jungen Wiener Kunsthistorikerin verstanden. Oft und oft waren sie miteinander durch malerisch alte Winkel und Gäßchen gestrichen, hatten sich gemeinsam an dem Schwung eines barocken Torbogens, an dem zierlichen Gerank eines schmiedeeisernen Gitters gefreut. Und in den Weihnachtsferien, als weiße Säulen

und Mägen auf den spitzgiebeligen Säulsen saßen, gab es neben schneidigen Schifahrten auch geruhfam verplauderte Stunden in dem gemütlichen Extrazimmer des alten Gasthofes.

Ob das aber alles genug war für eine Bindung für 's Leben? Er wußte doch eigentlich wenig von ihr und sie von ihm.

Nachdenklich sah Professor Kaltenegger auf die vorüberfliegende Landschaft. Das Bauernblut in seinen Adern mußte wohl schuld an seiner bedächtigen, langsamen Art sein, die eigentlich gar nicht recht in die heutige Zeit paßte, die es mit dem Finden und wieder Auseinandergehen so leicht nahm. Sicher ahnte Brigitte, daß er ihr gut war. Freilich, zu einer Aussprache war es nie gekommen. Aber wenn er des Abends an seinem großen Schreib-

tisch zwischen zwei großen Stößen von Gesten immer wieder ihre lieben lustigen Briefe überlas, in die sich in der letzten Zeit ein so warmer Ton geschlichen hatte, dann träumte er manchmal mit offenen Augen vor sich hin. Und dann sah er eine junge, schlanke Frau durch 's Zimmer gehen. Sie sang mit leiser Stimme irgend ein altes Schlummerliedchen für das blonde Bübchen in ihrem Arm. Und er sah auf Beide und fühlte sich eingehüllt in die tiefe Ruhe des Beieinanderseins.

Professor Kaltenegger seufzte leise auf. Ein Schatten überflog sein offenes, gebräuntes Gesicht. Brigitte hing an der großen Stadt — das hatte er mehr als einmal aus ihren Erzählungen herausgehört. Sie brauchte Anregung und Ge-



Waldeingang

Franz Doll

gesellschaft, Theaters und Konzerte. Er hatte seither oft und oft an die Möglichkeit eines Dienstaushaus mit einem Wiener Kollegen gedacht. Er war gerne bereit, jedes Opfer zu bringen. Und mitten hinein in alle Erwägungen und Bedenken war die Anzeige im „Mittelschullehrer“ aufgetaucht. Er hatte Brigitte nichts von seiner Reise nach Wien geschrieben. Es sollte eine Überraschung sein...

„Hallo! Hier Brigitte Möllhof. Ja, ich bin selbst am Fernsprecher! Ach Herr Professor! Das ist furchtbar nett! Selbstverständlich können Sie heute kommen. Ich bin zu Hause! Um 5 Uhr! Und seien Sie pünktlich! Auf Wiedersehen!“

Brigitte hing den Hörer ab. Das war wirklich eine liebe Überraschung. Sie freute sich aufrichtig. Ein bißchen ungeschickt war nur, daß gerade für heute vom Seminar ein gewisser Zeurigenbesuch ausgemacht worden war. Sie hatte dem jungen, eleganten Privatdozenten fest zugesagt. Sollte sie ihren Gast mitnehmen? Man würde ja sehen. Eine etwas zwiespältige Angelegenheit sind so unangefangene Besuche im Grunde halt immer.

Der Professor fühlte sich ein bißchen müde von all dem unruhigen Geschäft und Getriebe und den vielen Besprechungen in der großen Stadt. Aber als er punkt 5 Uhr mit seinem Kleinen, in Seidenpapier

gefüllten Strauß vor der eleganten, weißlackierten Wohnungstür stand, stieg doch eine heiße Welle von Erwartung und Sehnsucht in ihm hoch.

„Grazlich willkommen!“ Mit ausgestreckten Händen kam ihm Brigitte entgegen. „Oh, und die schönen Rosen! Vielen, vielen Dank!“ Geschmackvoll ordnete sie die Blumen in die bunte Keramikvase. Und dabei fragte sie immer wieder: „Und was gibt es Neues in unserem vertrauten Donaustädtchen? Wie geht es Kolfi? Und sind viele Gäste beim Löwen? Sie müssen mir alles, alles erzählen!“

Sie sprach hastig und um einen Ton zu lebhaft, um ihre leise Enttäuschung nicht zu verraten. Dabei ärgerte sie sich über sich selbst. Das waren ja nur äußerlichkeiten. Aber warum trug der Unglücksmensch nicht den hübschen grauen Sportanzug, der so gut zu seiner großen, breit schultrigen Gestalt paßte? Dieser nicht recht sitzende schwarze Kock zu den derben, jetzt etwas verstaubten Schuhen! Sie sah förmlich im Geiste das spöttische Lächeln ihrer lieben Kollegin Lizzi, wenn sie mit ihm beim Zeurigen auftauchte: „Ach, sieh da, Brigitte hat Besuch aus der Provinz!“ Nein, zum Zeurigen konnte sie Professor Kaltenegger nicht mitnehmen! Schade! Sie konnte einen leisen Seufzer nicht unterdrücken. Und dabei goß sie den Tee

in die durchscheinenden Porzellantassen und schob das Anrichtertischchen mit den Sanwischplatten näher heran. „Greifen Sie doch zu! Alles selbst gemacht! Und jetzt berichten Sie!“

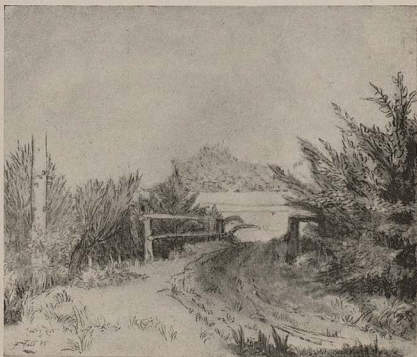
Ein wenig unbeholfen und flobig sah der Professor in dem roten Stahlroßseffel und rührte mechanisch in seiner Tasse. Stockend begann er. Im Marktplatz habe man die Sgraffiti am alten Apothekenhause endlich ganz freigelegt. Und Kolfi sei wieder einmal ausgerissen und mitten in der Nacht paßschneß als reuiger Sünder heimgeliehet. Und am Durgberg blühten bereits die Veilchen.

Süßlos fühlte er selbst, wie unbedeutend seine Neuigkeiten waren und wie wenig innerlich berührt ihm Brigitte subberte. Er mußte sie immer wieder ansehen. Sie kam ihm ganz anders vor, viel mehr Dame, viel weniger Frau und Kamerad.

„Und was hat sie eigentlich nach Wien geführt?“ Verlegen hob er die Achseln. Sein armer, kleiner Traum vom Glück kam ihm plötzlich dieser gewandten, jungen Dame gegenüber so lächerlich vor.

Da flopfte das Stubenmädchen. „Der Herr Privatdozent hat angerufen! Ob er das gnädige Fräulein um 7 Uhr abholen dürfte?“

„Nein, nein!“, hastig fuhr Brigitte herum. Sagen Sie ihm, ich käme allein



Brücke

Franz Doll



Am Dorfweiher

Franz Lenk

nach Grinzing nach.“ Und zu Professor Kaltenegger gewandt, setzte sie unsicher hinzu. „Unser Seminar macht eine kleine Seurigenfahrt!“

„Da will ich Sie nicht länger aufhalten“, sagte er bedächtig und stand langsam auf. Er war mit einem Mal ganz rubig geworden.

„Liebes Fräulein Brigitte, ich bin eigentlich nach Wien gekommen, um einen Diensttausch zu besprechen. Aber wir haben rechtzeitig eingesehen, der Wiener Kollege und ich, daß doch besser alles beim Alten bleibt.“ Auch Brigitte hatte sich erhoben. Und mit einem Mal hatte sie all die dummen Auserlichkeiten vergessen und sah nur mehr das gute, stille Licht in seinen grauen Augen.

„Ich glaube auch“, sagte sie mit jener reizvollen Mischung von Ernst und Scherz, die er so sehr an ihr liebte, „daß ein Diensttausch nicht das Richtige wäre. Aber so ganz ergebnislos sollte Ihre Wiener Reise doch nicht verlaufen. Vielleicht könnten Sie sich was mitbringen aus der großen Stadt. Was meinen Sie, Herr Professor?“

Und der Professor meinte es auch...

Im Zweifel

*Wer nicht liebt Wein, Weib und Sang
Der bleibt ein Narr sein Leben lang,
Und wer nicht liebt Wein, Sang und Weib
Der — bleibe mir sechs Schritt vom Leib!
Doch wer nicht liebt Weib, Sang und Wein
Dem schlage man den Schädel ein!*

*Müß einem von den Dreien
Abschwören ich und freuen
Mich an den anderen zwei'n
So würde ich verzichten
Auf Singen und auf Dichten
Behalten Lieb und Wein
Und — auch noch glücklich sein!*

*Doch, würdet Ihr mich fragen
Wem von den zwei'n entsagen
Ich könnt', ging Not an Mann,
So würd' mir das Entscheiden
Verlegenheit bereiten
Die Antwort lauten dann:
„s' kommt auf den Jahrgang an!“*

Der Briefsteller

Ein Jüngling mit wenig Geist wollte seiner Angebetenen einen Brief schreiben und da er nicht wußte, wie das anzustellen sei, kaufte er einen Briefsteller. Nachdem er lange darin gelesen hatte, fand er endlich einen Brief, so wie er ihn wünschte, den er abschrieb und wegjandte. Aber da sie den gleichen Briefsteller hatte und dort diesen Brief mit der dazugehörigen Antwort fand, schrieb sie folgendes zurück: „Mein Herr, ich habe Ihren Brief erhalten. Schlagen Sie das Blatt um und Sie werden die Antwort finden.“

Ein Tapferer

Ein Offizier, der in einer Schlacht ein Bein verloren hatte, ließ sich ein anderes aus Holz machen, das vollkommen seinem echten Bein glich. Einige Zeit hernach passierte es, daß ihm eine Kanonenkugel dieses Holzbein wegriß. Die ihn umgebenden Soldaten riefen nach dem Feldscher, der Offizier sagte aber ganz rubig: „Golt lieber den Schreiner.“

Gastspiel im Bett

Von Albert Wisheu-Martens

Der Schauspieler Lajos Jekely mußte seiner prominenten Kollegin, der berühmten Toth, dankbar sein, daß sie sich bei dem Direktor des Budapester Komödienhauses für ihn verwendet hatte. Viel hatte sie allerdings nicht für ihn erreicht, lediglich eine äußerst bescheidene Stellung für kleine und kleinste Rollen. Vor einigen Jahren noch war er der beliebte Bonvivand des Debrecziner Stadttheaters, an dem die Toth kaum beachtet ihre Laufbahn begann, und heute meldete er ihr, dem erklärten Liebling Budapests, daß der Tee serviert sei und ähnliche welterschütternde Begebenheiten. Trotzdem mußte er zufrieden sein. Wenn man zufrieden sein muß ist man es keineswegs. Am allerwenigsten dann, wenn man weiß, daß man etwas kann. Jekely wußte das, aber er sah auch ein, daß er auf dem toten Geleis lag. Sein Ehrgeiz suchte einen Ausweg und er fand ihn in einer hübschen Lustspielidee: 14 Tage später hatte er seine „Heimliche Serenade“ vollendet. Stücke schreiben ist Kunst, sie anbringen die größere. Jekely war sich darüber einig, daß er das Lustspiel nicht unter seinem Namen einreichen durfte; denn eine Komödie des unbedeu-

tenden Episodenspielers wäre todsicher in der Schublade eines Dramaturgen vergraben. Daher erhielt der Dramaturg des Komödienhauses das Manuskript der „Heimlichen Serenade“ von einem gewissen Alexander Gorvath eingereicht. Erhielt es und legte es zu den übrigen. Herr Gorvath aber schrieb nicht nur Komödien, er schrieb auch Briefe. So kam es, daß in den nächsten Tagen sämtliche Schauplätze des Komödienhauses den Direktor beströmten und jede darauf drang ihr die Rolle der Jolka in der „Heimlichen Serenade“ zu geben. Lola Jekely, die von der Toth zurückgedrängt worden war, tobte und schrieb nach der Rolle und als die Toth davon erfuhr tobte auch sie; denn wenn die Jekely sich wegen einer Rolle so aufbäumte, dann war die Rolle gut, und gute Rollen spielte hier niemand als die Toth Amalia, der Liebling Budapests. Das sagte sie dem Direktor mit aller Deutlichkeit. Das Interesse an der „Heimlichen Serenade“ war gewakt und 4 Wochen später war bereits die Stellprobe. Jekely schlich sich in den dunklen Zuschauerraum und hörte fiebernd vor Aufregung zu. Als sich seine Augen an das Zwielicht gewöhnt hatten, gewahrte er hinter sich die Jekely. „Was sagen Sie zu unserem famosen Talentpächter?“, zischte sie ihm zu, „mir schreibt der Autor die Rolle auf den Leib, und er gibt sie der Toth, dieser unbegabten Person!“ Jekely flüsterte zurück: „Wenn ein Direktor einen Star hat, ist er für die Vorzüge seiner anderen Mitglieder blind.“ „Sehr gut!“, lachte die Jekely spitz auf, erhob sich geräuschvoll und verließ den Zuschauerraum. „Rüchichtslosigkeit!“, brüllte der Direktor oben auf der Bühne. „Wer ist denn da unten?“ Jekely meldete sich. „Kommen Sie herauf, Sie haben im 2. Akt als Diener einen stummen Auftritt.“ — — —

Am Abend der Uraufführung stand Jekely vor Aufregung fiebernd hinter der Scene. Lachsalven brauseten durch den Raum. Acht Vorhänge nach dem 1. Akt. Die Toth war hinreichend. Im 2. Akt — Jekely hatte seinen stummen Auftritt hinter sich und stand in seiner Dienerrolle neben dem Vorhangzieher — gab es Weisfall auf offener Bühne, und als sich der Vorhang über der Schlupfleine des letzten Aktes senkte, war die Schlacht auf der ganzen Linie gewonnen. In das Draßeln des Weisfalls mischten sich immer drängendere Rufe nach dem Autor. Eben wollte der Direktor für den abwesenden Verfasser danken, da stürzte Jekely auf die Bühne, drängte den verblüfften Direktor zurück und verbeugte sich. Dann schleppte er die

Toth vor die Kante, küßte die schreckensstarre Diva förmlich ab und lächelte glückstrahlend ins Publikum. „Vorhang!“, brüllte der Direktor. „Er ist wahnsinnig geworden!“, preschte die Toth. Jekely verneigte sich dankend weiter, obgleich kein Mensch mehr Klatschte. „Ich rufen ihn die sehnigen Arme der Bühnenarbeiter zurück und jerrten ihn von der Bühne. Bestürzt strömte das Publikum zu den Garderoben, Ärzte und Journalisten bahnten sich einen Weg durch die erregte Menge. Hinter der Bühne hörten sie Jekely toben: „Laßt mich doch los ihr Idioten! Ich muß doch vor den Vorhang! Betrampelt mir doch nicht meinen Bombenerfolg!“ Der Theaterarzt trat an den Tobenden heran: „Aber was ist denn Jekely?“ „Ich bin nicht Jekely“, schrie der Schauspieler, „Jekely ist ein armenigler Statist! Ich bin Gorvath, der erfolgreiche Gorvath!“ Der Arzt suchte die Adressen und flüsternde dem Direktor zu: „Zweifelloso Großwahn! Der arme Kerl muß sofort in die Psychiatrische Klinik.“ „Jhr wollt mir meinen Erfolg stehlen!“, heulte Jekely auf, dann sackte er zusammen.

Als er wieder zu sich kam, lag er in einem freundlichen Zimmer zu Bett. Gedämpfter Lichtschein erhellte den Raum. Jekely wollte sich rauch erheben, aber eine kräftige Hand zwang ihn nieder. „Schön liegen bleiben!“ Der Schauspieler sah einen Mann im Krankenträgerkittel vor sich stehen. Jekely machte abermals einen Versuch sich zu erheben, aber der man verstarbte Druck der wärterlichen Nechten überzeugte ihn, daß er sich vorerst fügen müsse. Was tat's auch; er hatte ja seinen Bombenerfolg! Wohligh wälzte er sich in den Kissen und schlief beseligt lächelnd ein.

Der Direktor hatte weniger gut geschlafen. Der peinliche Vorfall hatte ihm arg zugeeignet und selbst die glänzenden Kritiken der Morgenpresse konnten seine gedrückte Stimmung nicht heben. Mißmutig betrat er sein Theater und erschrocken wich er vor dem auf ihn zustürzenden Sekretär zurück. „Was haben Sie denn?“ „Die Lösung!“, schrie der Sekretär. „Jekely ist wirklich der Autor!“ Er leierte eben in Jekelys Wohnung gewesen um dessen Rollen, die doch unbefragt hätten werden müssen, abzuholen, da lagen auf dem Schreibtisch der Aufführungsvertrag und Briefe, die das Komödienhaus an die postlagernde Anstalt Gorvaths gerichtet hatte. „Mir müssen den Arzten sofort befehlen. Ich rufe gleich an.“ Der Direktor winkte ab: „Das mache ich persönlich.“ Jekely war mit einem Sag aus dem Bett, als er den eintretenden Direktor gewahrte,



R. ROST

Doppelter Grund

„Steig nur wieder ob! Xaverl! Von Enk Mannsbildern mag i überhaubts nix mehr wissen, und Zweitens is scho da Sepp herob'n.“

aber eben so rasch wurde er von seinem Cerberus zurückbefördert. „So helfen Sie mir doch! Ich will raus!“ schrieb Jeleky. Der Direktor setzte sich an das Bett und raunte dem Schauspieler zu: „Jeleky, Sie verstehen doch was vom Theater. Eine Komödie, über deren atemraubenden Erfolg der Autor vor Freude verrückt geworden ist, die muß doch jeder gesehen haben. Diese unbezahlbare Sensation bürgt doch für 100 ausverkaufte Gänge! Seien Sie vernünftig und bleiben Sie noch 8 Tage verrückt!“ Jeleky übergab geistlich die dargebotene Hand des Direktors und blickte ihm überlegen lächelnd in die Augen: „Nach Ihrer Meinung bin ich doch ein spottschlechter Schauspieler, der eine solche Aufgabe nie bewältigen könnte.“ „Machen Sie keinen Unsinn Jeleky, Sie sind ein hervorragender Schauspieler“, flüsterte der Direktor. „Ich biete Ihnen einen neuen Vertrag, der Sie künstlerisch und finanziell voll und ganz befriedigt. Aber ich kann Sie nicht ohne Gastspiel verpflichten. Wollen Sie also ein ständiges Gastspiel hier in Ihrem Bett absolvieren? Ja oder nein!“ Jeleky nickte. Dann brüllte er auf. Der Wärter eilte herbei, zwang den Tobenden in die Kissen zurück und ermahnte ihn väterlich: „Schön liegen bleiben!“ Eilig entfernte sich der Direktor, aber an der Türe wandte er sich um, blinzelte Jeleky zu, hob mahnend den Zeigefinger und flüsterte beschwörend: „Ja schön liegen bleiben!“



Der Schrecken

M. Schneider-Reichel

Kleine Geschichten

Ein spanischer Grande hatte einen sehr einfältigen Sohn und machte ihm eines Tages Vorwürfe, weil er mit den Leuten von Stand, die bei ihm zu Besuch kamen, nichts redete. „Was soll ich ihnen denn sagen?“, antwortete der Sohn. „Frage sie nach Neuigkeiten in ihrer Familie und ähnliche Dinge“, sagte der Vater, „das wird dir Stoff für eine Unterhaltung geben.“ Der Sohn merkte sich wohl die gute Lehre seines Vaters und versahle nicht, den ersten der kam und ein Erzbischof war, zu fragen, wie es seiner Frau und seinen Kindern gehe.

Ein Dieb stieg eines Nachts durch's Fenster in das Zimmer eines armen Mannes ein und tappete im Dunkeln herum, um sich eine Diebsbeute zu suchen. Der arme Mann schlief nicht und sagte zu ihm: „Mein Freund du kommst des Nachts um an einem Ort etwas zu suchen, wo ich nicht einmal am Tag etwas finden kann.“

Ein Bischof hielt eines Tages in der Predigt stecken. Einige Zeit hernach sagte eine Dame beim Anblick seines Bilbnisses: „Mein Gott, wie sprechend, man könnte meinen, er predigt.“

Beim Arzt

Zu einem Heilkundigen kommt ein Mann.

„Na, wo fehlt's denn?“ fragt der Arzt. Der Mann blickt ihn verdutzt an: „Wenn ich das wüßte, brauchte ich doch nicht zu Ihnen kommen!“

Aberglaube

„Merken Sie sich also, beim Essen von links anbieten und von rechts wegnehmen“, sagte die Hausfrau zum neuen Mädchen. „Gut, ich will es mir merken. Sie sind wohl sehr abergläubisch!“

Wunder des Werdens

In einem Körbchen mit jungen Kärtchen und ihrer Mutter erklärt ein Sechsjähriger seinem jüngeren Kameraden überlegen: „Die kleinen Kägen sind aus der großen Katze herausgekommen!“ Erstaunt ruft der Vierjährige: „Was! Mäuse frisst sie, und Kägen kommen raus?“

Professor: „Welche Strafe steht auf die Doppelche?“

Student: „Auf die Doppelche stehen sieben Jahre Zuchthaus und zwei Schwiegermütter!“

MORGENMOND

EIN MÜNCHENER KÜNSTLER-ROMAN VON JOHANNA BIRNBAUM

Bisheriger Inhalt: Barbara Bärner, Studentin der Philosophie, führt der Stadt ihrer Studien und ihres Geschmacks, München, entgegen. Dort hat sie bald Freundschaft geschlossen mit dem Bildhauer Florian Geiß, einem Kunststiller, der dem Gipsplastizieren des Jahres 1927 recht unermüdet gegenübersteht.

2. Fortsetzung.

Aber es war nicht nur die Eigenwilligkeit in Florians künstlerischem Schaffen, die ihn zu einem erfolglosen Dasein verdammt. Noch ein anderes unüberwindbares Hindernis stand zwischen ihm und den Keufen, aus denen seine Auftraggeber stammten:

Florian war kein Mann der Gesellschaft.

Überall in der sogenannten Gesellschaft verbielt man sich ihm gegenüber reserviert. Man fand Vergnügen an Schwärzereien und betonter Höflichkeit. Schließlich hätte man ein Auge zugekrüdt und ihn als originell durchgehen lassen wie so manden biederen Münchner, wenn man nicht seine revolutionäre Haltung als peinlich und gefährlich empfunden hätte. Er hatte so eine gewisse Art, keinen Wert auf die feinen Mäuren zu legen oder sie gebührend einzuschätzen, und so geschah es hier und da, daß er vor einer Tischrunde einzuführen, und so geschah seines Sturmes ziehe er jeder gesellschaftlichen Veranstaltung vor. Mit einem „Empfehle mich den Herrschaften“ oder gar „Ihr könnt mich — gern haben —“ stand er dann meistens auf und ging seiner Wege. Oft genug lag eine Spannung in der Luft, gleichsam als empfände man in ihm den unliebsamen Vertreter einer neuen Zeit, die rückstuflos über die bürgerlichen Anschauungen hinwegging, und nur wenige Gleichgesinnte stimmten ihm innerlich zu. Die übrigen atmeten erleichtert auf und fühlten sich wieder „unter sich“, wenn der ungeschliffene Kerl mit dem rauhen Ton das Feld geräumt hatte.

Florian stammte aus dem Volk. Das verleugnete er nie und gab somit auch in seiner Eigenart die natürlichen Umgangformen nicht auf. Er war Bauernjunge. Seine Wiege hatte in Gillingen gestanden, im Jartal. In seinen Heimatort schauen die Verggüßel des Karwendel- und Wettersteingebirges. Gillingen ist ein uralt Dorf. In seiner Mitte träumt die kleine, weißverputzte Kirche, um sie herum ein paar städtische, bemalte Häuser; weiter hinaus findet man eine Reihe ärmlicher Behausungen. Der väterliche Hof liegt am Ende des Dorfes, wo der Weg ins Freie führt und silbernen das Wand der Jlar zwischen Feldern und Wiesen aufleuchtet. Florian wurzelte tiefst in seiner

Heimat; aber stärker als die Liebe zur Scholle war ein Wille in ihm, der ihn zwang, seinen Phantasien nachzugehen und Gestalten zu formen; in der Schule waren es zunächst die himmlischen, die er nachbildete: Maria, Josef, das Jesuskind und die Heiligen. Später festelte ihn eine irdische: die Salome mit dem Haupt Johannes des Täufers. Und sie gelang überaus gut: jung und feurig, naiv und doch schon zum Weib erwacht, üppige Formen, dabei noch mädchenhaft-bückerlich mit ledern, übermäßigen Zügen im Antlitz, das die Genugtuung über ihren Sieg meisterhaft wiederpiegelt. Daneben entstanden eine Reihe von Tierplastiken, die durch den täglichen Umgang mit den vierbeinigen Freunden und die Heiterkeit der heimatlichen Landschaft viel Komik aufwiesen, in den Bewegungen tollpatschig und grazios zugleich waren.

Den Vater führte der Viehhändler hin und wieder nach München, und ein paarmal nahm er den Jungen mit. Sie stellten ihren Wagen in einer der alten Fuhrwerkherbergen in der Westriederstraße oder „im Tal“ unter, wo die Auswärtigen auf dem Wege zum Markt einzufröhen und einen Trunk tun, bevor sie ihren Geschäften nachgehen. Mit Neugier und Vergnügen betrachtete Florian das bunten Treiben um die Wagenburg, in deren Mitte nur eine schmale Fahrbahn frei blieb. Zeit und Gelegenheit, die Stadt und ihre Kunstschätze zu betrachten, gab's bei diesen Marktfahrten zwar nicht, aber eines Tages führte eine amtliche Angelegenheit den Vater zum Justizgebäude, und Florian sah in einiger Entfernung eine weiße Marmorgruppe aus dem Grün heber Räume schimmern. Noch tagelang später spukte sie in seinen Träumen.

Von Stund an, wenn am Horizont das Sonnenlicht auf den Bergwänden erlosch, wanderte seine Sehnsucht durch die dunkle Nacht nach Nordosten, wo ein heller Schein sich am Himmel zeigte: die Lichter der Stadt. Im Dorf herrschten Stille und Frieden. Alles lag in Schlaf nach harter, gesunder Arbeit. Aber dort, wo das Sternenzelt die Erde berührte, schimmerte die Lichtfülle, von Menschen geformt. Dort war man noch wach; dort lebte man ein anderes, ihm noch unbekanntes Leben, das seine Jugend lockte.

Eines Abends ging er dem Schein nach. Hinter Bad Tölz nahm ihn ein Wagen mit. Gegen zehn Uhr langte er in der Stadt seiner Sehnsucht an.

Er suchte die Marmorgruppe. Ein wenig befangen schritt er durch die taghell erleuchteten Straßen, bis er an einen freien Platz kam, der umgeben war von hohen Gebäuden, die ihrem feierlichen Aussehen nach nicht Geschäftszwecken dienen konnten.

Da war es wieder, das Wunder! Sein Herz schlug hörbar. Er ging darauf zu, langsam und schon mit verhaltenem Atem, nach vorn gebeugt, wie ein Tier, das seine Beute umlauert. Dann rannte er quer über den Platz, ohne auf Autos und Wagen zu achten. Nun stand er davor und konnte das ganz Unbegreifliche in Ruhe betrachten. Wie in der Kirche nahm er den Hut ab und stand andächtig vor dem Mittelschaberbrunnen. Mendenliß erklärte den weißen Marmor und weckte die Gestalten in dieser Nacht zu geheimnisvollem Leben.

Wie gern würde er bei dem Bildhauer lernen, dessen Meisterhand dieses Werk vollbracht! Er nahm alten Mut zusammen und fragte einen alten Herrn, der vorüberging, nach dem Namen des großen Künstlers.

„Adolf von Hildebrand“, erhielt er zur Antwort. Auch die Wohnung erfuhr er und machte sich gleich auf den Weg.

Ein so sonderbarer Gast war wohl noch nie in so später Stunde bei dem berühmten Bildhauer eingeklopft. Es hielt schwer, aus Florian ein Wort herauszubekommen. Da stand er mit dem verwitterten Hütchen, in der groben Leinenjacke und der abgeflachten Lederhose, ein kindlich-gläubiges Lächeln in dem tiefgebräunten Gesicht. Im linken Arm trug er, in ein Tuch sorgsam eingeschlagen, einen größeren Gegenstand, der sehr kostbar zu sein schien. Statt jeder weiteren Erklärung hob er liebevoll einen Zipfel des bunten Stoffes, der sein Allerheiligstes verdeckte: Die tanjende Salome mit dem Haupt Johannes des Täufers.

Nun lernte er Hammer und Meißel geschickter führen als bei dem



F. Becker

alten Steinmeh und Holzschmied seines Heimatdorfes, dem er die ersten Fertigkeiten verdankte. Den großen Meister sah er nur selten. Bildhauer aber bezieht ihn im Auge und wies ihm zur rechten Zeit einen Platz an, wo er sein Talent freier entfalten konnte.

Seinem geübten Instinkt für alles Klare und Einfache kam der Geist des Hauses entgegen, der getragen wurde von der Liebe zur Antike. Der Einfluß und das hohe Vorbild der Griechen in der Formgebung standen seinem ursprünglichen Trieb nach starkem seelischen Ausdruck durchaus nicht entgegen, sondern schafften hier in dem wogenden Treiben der Großstadt unter der Vielfalt der Eindrücke erst die rechte Harmonie zwischen Gehalt und Form. Neben den klassischen Werken Bildhauers, wie dem schlafenden Hirten, dem Wasserträger, dem berühmten Eubaelief und den vielen andern unter dem Einfluß der Antike entstandenen Arbeiten, die des Meisters Namen unsterblich gemacht haben, war es die überragende Bildnis-tunft, geknüpft an der realistischen Auffassung der Florentiner, an der Florian sich heranbildete.

Auf der Akademie wählte sich Florian den Vertreter des bayerischen Vared, Josef Ackerl, zum Meister, Bauernsohn und bodenständig wie er selbst. Zu eigenwillig in seinem künstlerischen Schaffen, um überhaupt den Stil einer vergangenen Epoche in seinen Arbeiten anflingen zu lassen, empfand er unter Ackerl doch tieferer Zwang, zumal ja das Vared schon an und für sich dem Künstler größte Freiheiten gestattete und der Ausstrahlung der Persönlichkeit am meisten entgegenkam. Außerdem vermählte sich das Vared von jeher am besten dem Geist der bayerischen Heimat. Keine faden Hirnspinnst, nichts Artfremdes hatten Einfluss auf Florian gehabt bis zum heutigen Tage. Aber wo war der Erfolg geblieben! Am liebsten hätte er zur Scholle zurückkehren mögen, geschweigt in seinem Beruf, müde, erschöpft — und demütig zum Pflug greifen und die Erde bebauen.

Durch das kleine Fenster des Ateliers kam nur noch wenig Helligkeit. Vangium verdrämmerte die Gestalten, geschaffen aus dem dunklen Trieb nach Erlösung von unserm armen, erdgebundenen Menschen-dasein.

Es klopfte. Florian raffte sich schnell zusammen: das war Barbara! Seit drei Wochen war kaum ein Tag vergangen, an dem sie nicht einige Stunden miteinander verbracht hatten. Aber unter dem Eindruck der Niederlage bei dem Wettbewerb hatte er sie völlig vergessen.

Barbara trug eins ihrer hochgeschlossenen, strenglinigen Kleider, deren Eigenart Florian „präussischen Stil“ nannte. Sie kam gerade-wegs vom Tennisplatz. Ihre Augen leuchteten voll Lebensfreude und Jugend, ihr Gesicht war leicht gerötet von der Bewegung in der frischen Luft; die braunen Locken, die sie entsprechend der Mode der Nachkriegszeit reichlich kurz trug, fielen ins Gesicht.

Bei ihrem Anblick glitt Florian wieder langsam ins warme Leben zurück, und die gewohnte Lebhaftigkeit kam über ihn, so daß er seinem Herzen Luft machen konnte.

Er deutete auf den Brief, und flatz jeder freundlichen Begrüßung vollerte er sofort los: „Am liebsten möchte ich den ganzen Krepel an den Nagel hängen! Das ist nun schon die zweite Afsahr in einer Woche. Paß mal auf, jetzt bekommt der verdamnte Reitenknecht die ganze Sache zugehoben! Die fast- und kraftlosen, schlammigen Gebilde von dem Kerl! Diese Saueri, die dem Volke zum Hals raus hängt!“, redete er sich in Zorn. „Man ist glatt überflüssig!“ Dann sank er auf den Stuhl zurück und vergab das Gesicht in den Händen. Ein Eröhnen entrang sich der Brust des jungen Mannes, der unendlich litt unter der Hoffnungslosigkeit und Erbärmlichkeit seiner Lage.

Natles lehnte Barbara an der Wand. Alle Freude war von ihr gemieden.

„Ach, Kind, was verzeihst du daven!“, fuhr Florian nach einer Weile fort. Es waren bittere Worte. Und er sah sie dabei nicht an. „Du bist ein warmes Meis, hast deine monatlichen Besuche, hast keine Sorgen! Den Kampf um den Leberkäse hast du nie kennen-gelernt. Wie. Nicht wahr!“

In dem tiefgelegenen Raum war es so dunkel geworden, daß er den Ausdruck ihres Gesichts nicht wahrnehmen konnte.

Barbara gab keine Antwort.

Es war lange still.

Enlich stand Florian auf und machte Licht. Er erneuerte das seuchte Rud über dem Zonnmedel, das er gerade in Arbeit hatte. Dann zündete er sich eine Zigarette an, umständlich und langsam, als habe er nichts zu verjäumen in dieser Welt. „Na, komm, wir gehen! Ich habe Hunger.“ Er wollte Barbara mit sich hinausziehen. Sie erschrak über den trostlosen Ausdruck in seinem Gesicht und hielt ihn zurück:

„Florian, das wird bald anders. Ich glaube an dich!“, sagte sie einfach.

Seine Mundwinkel senkten sich verächtlich. Über sein Gesicht zuckte ein Lächeln, das soviel bedeutete wie: „Was ändert das schon? Was nützt es mir!“

Ja, so war Florian! Erlich sich zur Greibeit und mühdern. Das vertrug sie nicht. Und plötzlich säumte sie sich, und ihre Worte: „Ich glaube an dich!“, kamen ihr unjagbar phrasenhaft vor.

Schweigend gingen sie den langen Korridor zwischen den griechischen Götter- und Heldengestalten entlang. Bei Barbara siegte der Wille, Florian aufzuweichen: „Es liegt doch nicht an dir und deinem Können! Haubt du nicht selbst, daß es die fremde Klasse ist, die deine Arbeiten ablehnt? Weil sie es systematisch darauf anlegt, auch durch die Kunst das Volk zu Kindern ihres Geistes zu machen. Hast du mir nicht selbst erzählt, wieviel Juben im Komitee sitzen?“

„Es fehlt nur noch!“, lachte Florian bitter auf, „das man in gewissen Kreisen davon Wind bekommt, daß ich S.A. Mann bin!“

„Und weber weist du, daß man es nicht schon raus hat!“, hielt ihm Barbara aufgeregt entgegen.

„Kind, du hast gar nicht so unrecht. Der Nebel lichtet sich. Ich fange an, einige Zusammenhänge zu ahnen. Reitenknecht — — er hat jetzt eine Waffe gegen mich.“

„Sie haben es dir doch schwarz auf weiß gegeben, Florian, daß deine nordischen Gestalten, die heldische Haltung der Männer auf dem Reiter ihren Bewussten einflößen. Du kannst doch nicht annehmen, daß sie deinen verfluchten Kampf gegen den Geist der Welt-verdrüderung noch unterstützen und finanzieren!“

Er blieb stehen und schaute Barbara in sich versunken an.

„Ich kann nichts anderes mehr schaffen!“, seine Worte hlangen auf einmal feierlich, und seine Augen belamen einen schwärmerischen Ausdruck, „mir kommt nichts anderes mehr in die Hände als diese Zukunftseunst, als Verfreuung von dem, was nicht deutlich ist!“

Schweigend und ihren Gedanken nachhängend, schlugen sie, als sie die Akademiestraße hinter sich hatten, wie in stiller Vereinbarung den Weg nach dem Englischen Garten ein. Auf den sonst der Erholung geweihten Wegen des Parks gingen die Menschen zu dieser Stunde hastig des Wegs, verspätete Spaziergänger oder Büroangestellte und Arbeiter aus den Vororten. Nur einige Mönche schritten langsam und feierlich dem Ausgang auf die Königstraße zu.

In einer Gartenwirtschaft fanden sie eine gemütlche Ecke, wo sie ihren Abendimbis zu sich nahmen. Entfernt nur schalle von der Kubwistraße das Hupen der Autos, das Knattern der Motorräder und das Surren der Straßenbahn berühr. In die Stelle des Parks klang das Läuten der Abendglocken. Schwarz zeichneten sich die Silhouetten der Kirchtürme am Himmel ab, auf dem dem bereits schlundene Sonne noch soviel Licht zurückließ, daß sich dem Verweilenden ein wechselvolles Spiel zwischen grellen und jarten Farben bot, die die matten hegen und der Abendhörn blaß und fern aufging.

Das Konzert war zu Ende. Vant leuchteten die Laternen des „Eibenschliden Turmes“ durch dem nördlichen Part, als Florian Barbara nach Hause geleitete.

Sommerabend im Englischen Garten!

Jugend! Liebe! Vollkommene Welt trotz Not und Sorgen!

In der späten Abendstunde erschien dem Bildbauer das Mädchen an seiner Seite noch geheimnisvoller. Der sanfte Schrein des Menschlichts lag auf ihren Lippen. Wenn sie ihm ihr Gesicht zuwandte und sprach, verzog er zu antworten; er suchte nach einer Lösung der Fragen, die er sich in den letzten Wochen gestellt hatte.

Als Florian vor Barbaras Haus im Dunkel der Dämme wartete, bis droben das Licht hinter dem bunten Verhang aufleuchtete, kam ihm die Erkenntnis, daß der Zauber um Barbara nichts weiter war als ihre Unberührtheit.

(Fortsetzung folgt.)

Begräbnis eines Autos

Von Jo Hanns Köstler

Menschliche Wünsche sind so treulos. Wir wünschen uns eine neue Wohnung mit Licht und einem größeren Garten und vergeßen ganz das Glück im alten Haus. Wir wünschen uns neue, bequeme Möbel und sind gern bereit, die alten treuen Begleiter unserer früheren Tage dem Tröbeler zu überlassen. Und so wünschte auch ich mir einen neuen Wagen.

Die alte Karre, die ich fuhr, hatte ihre guten zehn Jahre auf dem Chassis, ein unscheinbarer, frummer Geselle, so zog er mit mir durch die Gegend, manchmal blieb er bergauf stehen, und mußte sich erst ein wenig verschaukeln, bevor er weiterstieg. Und als er eines Tages noch blind wurde und nicht mehr den Weg fand, den ich ihm mit dem Steuer deutlich zeigte, entließ ich mich:

„Ich kaufe mir einen neuen Wagen.“
Ich ging zu einem Händler.
„Was zahlen Sie für den alten Wagen?“
„Fünzig Mark.“
„Lächerlich!“
„Er ist keine vierzig wert.“
„Für fünfzig Mark verkaufe ich den Wagen nicht.“
Ich ging wieder. Ich war beleidigt.

Wie kam man mir für einen Wagen, der einst Tausende gekostet und dessen Unterhalt heute noch das Doppelte verschlang, fünfzig Mark bieten? Ist er wirklich nicht mehr wert? Für andere vielleicht, dachte ich, als ich seine müde Karosserie betrachtete, aber mir leistete er noch die gleichen Dienste wie zuvor. Ich fuhr bequem in ihm, sein Polster hatte sich meinem Körper angepaßt, er war mir wirklich noch immer ein guter Freund.

Für fünfzig Mark? Fünfzig Mark sind fünfzig Markstücke, viel Geld, wenn man sie einzeln betrachtet und einzeln ausgibt. Für fünfzig Mark? Fünfzig Mark sind ein Geldschein und er wiegt leicht, wenn er in Gesellschaft von Gleichwertigen ist und es ein neues Auto zu kaufen gilt. Nein, für fünfzig Mark verkaufe ich den Wagen nicht! Und da ich viel Land mein eigen nenne, Land mit acht Tagewerk Grund um mein Haus, wird sich bestimmt ein Platz finden, wo für den Wagen eine letzte Ruhestätte bleibt. Wie oft sah ich in den Schuppen der Bauern alte Kutzwagen, die Jahrzehnte ungebraucht dort standen, wie oft fand ich unter einem Baum einen zerbrochenen Pflug, der grasüberwuchert die Jahreszeiten über sich ergehen ließ.

Und so werde ich auch einen Platz für meinen alten Wagen finden.

Viele Freunde kamen, denen ich geschrieben hatte: „Kommt! Wir wollen meinen alten Wagen begraben!“ Manah einer war darunter, der mit Angst im Herzen neben mir gesessen, wenn es galt, rechtzeitig den Arzt für seine Frau zu holen. Andere wieder hatten einst in ihm zum ersten Male die Hand des geliebten Mädchens gefühlt oder wir waren liederjüngend zusammen durch die Baumblüte gefahren, ein Gärtner war auch unter den Gästen, der seine ersten kleinen Bäume in meinem Wagen zu dem neuerstandenen Grundstück fuhr, heute trugen die Bäume schon Früchte und er brachte einen Korb Äpfel mit. Ja, sogar eine junge Frau sah ich ein wenig versteckt unter den letzten Gästen meines Wagens, sie war längst mit einem anderen verheiratet, aber sie mußte wohl dabei sein, wenn mein Wagen seine letzte Fahrt fuhr, dessen erste Fahrt ihr galt.

Und so setzte sich unser Zug in Bewegung. Ich fuhr selbst den alten Wagen voran, er war mit Blumen geschmückt, die Wagen der Freunde folgten. Wir fuhren ganz langsam, nicht über zwanzig Kilometer, und wir fuhren den steilen kleinen Berg hinauf, an der Kiesgrube vorbei, den mein Wagen so oft mit mir gefahren war, wenn es galt, von meinem Haus die breite Fahrstraße zu erreichen. Wie oft hatte hier seine Kraft nicht ausgereicht, zumal wenn Regen fiel und der

Boden weich war und ich ihn zurückrollen lassen mußte, um mit neuem Anlauf die Steigung zu überwinden. Heute schaffte er es noch, fast spielend, so als wüßte er, es ist zum letzten Mal, daß man diese Mühe von ihm verlangte.

Unter vier Birken und einigen Föhren hatte ich ihm eine Grube gegraben, eine natürliche Vertiefung der Landschaft ausnützend. Drei Wände liefen grasüberwachsen an den Seiten hoch, vorn blieb die Einfahrt offen, ein kleines Dach hatte ich darüber gezimmert, um ihm, der so oft im Regen gestanden oder mit einer hohen Schneehaube vor meinem Haus auf mich gewartet, die Unbillen des Wetters zu ersparen. Als wir dort ankamen, fuhr ich den Wagen in seine letzte Ruhestätte hinein. Als ich ausstieg, stellte ich den Motor nicht ab und ließ ihn surren er im Leerlauf weiter.

„Freunde“, sagte ich und stand auf der kleinen Anhöhe, „wir begraben heute einen Wagen. Dies ist kein Scherz oder eine frivole Lästerei, denn wir begraben in ihm nicht die Maschine aus Menschenhand, sondern wir begraben heute zehn Jahre unseres Lebens. Zehn Jahre Freude und zehn Jahre Leid, die uns mit dem Wagen verbinden. Jeder von euch, die ihm die letzte Ehre erweisen, trägt in sich Erinnerungen an ein großes Glück, an einen tiefen Schmerz, zu dem der Wagen euch führte oder aus dem er euch holte. Denn dieser Wagen, wohl mein Eigentum, gehörte euch allen. Keiner kam, dem er nicht gern diente. Ich verstand ihm manche Freundschaft, zu der mich seine Gefälligkeit und stete Bereitschaft brachte. Und wenn wir heute von ihm Abschied nehmen, so nehmen wir zugleich Abschied von zehn schönen gemeinsamen Jahren, von viel Lustigkeit und Fröhlichkeit und auch von manchem Erfolg und vieler harter Arbeit. Darum bat ich euch, zu dieser letzten Fahrt zu kommen, und bitte euch jetzt, wenn ihr später an ihm vorbeizieht und ihn hier stehen seht, an unsere zehn Jahre gemeinsamer Autofreundschaft zu denken und die Verbreiterung des Alters, in das wir alle schritten, nicht über uns Herr werden zu lassen. In diesem Wagen waren wir jung, in diesem Wagen war das Leben für uns schön und voller Sonnenschein, auch wenn es in Strömen regnete. Und wie wir mit diesem Wagen immer weitergekommen sind, auch wenn es oft den Ansehen hatte, wir blieben stecken und es gibt kein Vorwärts mehr, es gab ein Vorwärts und immer ein Weiterkommen. Und es wird auch weiter ein Vorwärts geben und das ist der Sinn dieses Tages und dieser — man mag darüber urteilen, wie man will — letzten Ruhestätte unseres alten Wagens.“

Wir schritten noch einmal alle an ihm vorüber. Dann gingen wir. Von weitem hörten wir noch das leise Surren seines Motors, das weiterhin bis in die Nacht und so lange noch ein Tropfen Benzin in ihm war.



Gallstein

Halb so schlimm

„Laujsunge, elender — weißt du nicht, daß du deinen Eltern schlaflose Nächte bereitest?“ — „Die haben sie sowieso — wir haben eine Weindiele, Herr Lehrer.“

Roßfähr spöit obund? Ja-aber KAFFEE HAG

Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung
eine besondere Note

Graph. Kunstanstalt
W. Schütz, München
Herrstr. 8-10, Tel. 20763

Neuerfindung

WILHELM HAMMOND-NORDEN
Der Zerrspiegel
PARODIEN

Mit Zeichnungen von
HEINRICH W. KOLLER
GEHEFTET 2,- RM
GEBUNDEN 2,90 RM

„Das Bildlein ist für alle Altersstadien
ein Quell unigen Vergnügens.“
Deutsches Volksbuch (September 1937)

ALEXANDER DUNKER VERLAG / WEIMAR



Geben Sie die **Männer über 40**
erlangen neue Kraft und Lebensfreude
durch das bewährte „**Sanorex**“
Interessante Broschüre kostenlos durch
Ihren Freunden! **Sanorex-Vertrieb, Bad Reichenhall 317**

Jugend

Gemälde
Dresden, vorang.
Hilfsk. März 1937
Lh. Gall. Oberb. 17
München, Oberb. 17
Tel. 17840

Daunendecken
Kunstseide, Füllung
reine Daunen,
39,- RM, an
W. KAISER,
Münberg, Feilzstr. 35

HEINLOTH & Co KDT-
GES.
MÜNCHEN 2 N.W. • ARNULFSTR. 26.
FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

Liebe Jugend!

Ein Handwerker hatte 2 Söhne,
davon der eine sehr faul war und gern des
Morgens lange schlief, der andere aber
sehr fleißig. Dieser war eines Tags sehr
früh zur Arbeit gegangen und fand eine
Börse, die sehr viel Geld enthielt. Er
brachte sie seinem Vater, der sogleich zu
dem Zimmer hinauf ging, in dem der
andere Sohn schlief. Er fand ihn noch im
Bett und sagte, indem er ihm die Börse
zeigte: „Siehst du Faulenzer, was dein
Bruder gefunden hat, weil er früh auf-
gestanden ist.“ „Lieber Vater“, erwiderte
dieser, „wenn der, der die Börse verloren
hat, im Bett geblieben wäre, wie ich, hätte
er sie nicht verloren.“

„Ist das da in der Flasche Haaröl?“
„Nein, flüssiger Leim!“
„Ach, deshalb bringe ich den Hut
mehr vom Kopf!“

Zwei Freunde steigen in die Trambahn
ein. Dem einen rutscht die Kravatte hoch.
Da sagt der andere: „Du, Luft, spreiz
d' Ohrschafel, 's Kravattl kimmt!“

Kindermund

„Mati“, fragt der Lehrer, „was ist eine
Epistel?“ Darauf Mati: „Eine Epistel ist
die Frau eines Apostels!“

„Sind über Ihr blaues Auge noch keine
Umschläge gemacht worden?“
„Nein Herr Doktor, nur Witze!“

Mutter: „Was würdest du sagen, wenn
du noch ein Brüdchen kriegtest, Her-
bert?“

Herbert: „Siehst du, Mama, habe ich
dir nicht immer abgeraten, den Kinder-
wagen zu verkaufen!“

„Mutti, ist dieser Fluß sehr tief?“
„Sehr tief, mein Kind!“
„Glaub ich nicht — das Wasser geht
den Enten doch nur bis zum Bauch!“

Vor dem Richter

„Sie scheinen mir der spiritus rector
der ganzen Sache zu sein!“
„Nein, ich bin Abtinent, Herr Richter!“

Trost

Eine Witwe wurde gefragt, ob sie sich
nach dem Tode ihres Mannes nicht verein-
sam fühle. „Keineswegs!“, lautete die
Antwort: „Ich habe eine Papagei, der
flucht, einen Affen, der Tabak schnupft,
und einen Bären, der ganze Nächte außer
dem Hause verbringt.“

Jazzband

„Wann nur die groß' Trommel net gar
so laut waer!“ —
„Bünd' f' eadm halt a Weißwurstcht an
'n Schlägel!“

Partikularitätsterei

„Amma pu!n' S' aan Klajiffa — ham
dd olt'n Klajiffa aa oainigsamal aa Drama
von ins g'püßt: An Dreck ham f'!“

Hauber



„Wollen Sie nicht vor einer Dame den
Hut abnehmen, junger Mann?“

Münchener Bürobetrieb bei Neuschnee



Am Samstag



. und am Montag

Maçon

Maçon